

Oscar Caplan

CURIA

Thriller

Aus dem Italienischen von
Annette Kopetzki

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de



Deutsche Erstausgabe

April 2011

© 2009 Oscar Caplan

Titel der italienischen Originalausgabe:

»L'Ipotesi di Copenhagen. Sulle orme di Mosè«, Fazi Editore, Rom 2009

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2011 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzept: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Umschlagmotiv: Vivienne Heinz

Satz: Kösel, Krugzell

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-25944-6

»Ich werde den Eingeweihten ein Geheimnis
enthüllen, doch sorgt dafür, dass die Türen
geschlossen bleiben, damit die Profanen nichts
hören.«

(aus: *Die Smaragdtafeln* von Thoth)

1 Es war Anfang August.

Vom höchsten Punkt des Himmels brannte die Sonne auf den Steinboden des Cortile del Belvedere und die neoklassischen Fassaden des Vatikanischen Geheimarchivs herab. Die verriegelten, durch dicke Eisengitter geschützten Fenster machten die Schwüle noch erstickender. Über dem Brunnen kreiste ein Rabe, sein Krächzen erfüllte den verlassen Hof.

Vor dem Bronzetor des Archivs parkte ein dunkelblauer Lancia Flaminia, das Banner mit dem Vatikanwappen auf einem Kotflügel. Ein Priester mit den weichen Zügen eines Seminaristen lehnte an der Wagentür, nahm seinen Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Kardinal Vanko St. Pierre, ein schlanker Mann mit ernster Miene hinter einer Goldrandbrille, kam raschen Schrittes aus dem Tor, in der Hand eine Aktentasche aus schwarzem Leder. Eilig öffnete der Priester die hintere Wagentür, schloss sie wieder und setzte sich ans Steuer. Während er den Motor anließ, spähte er in den Rückspiegel. Der Kardinal zog einen tabakbraunen Umschlag aus der Aktentasche.

»Pater, ich muss Sie um einen Gefallen bitten.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Eminenz.«

»Kann ich mich auf Ihre Diskretion verlassen?«

»Eminenz, ich bin seit vielen Jahren in Ihren Diensten.«

»Ich vertraue Ihnen diese Papiere an.« Der Kardinal beugte sich vor und reichte dem Geistlichen den Umschlag, auf dem eine von Hand geschriebene Adresse stand. »Wie Sie sehen, ist der Adressat ein Notar in der Via Barberini.«

»Was soll ich...«

»Hören Sie mir gut zu. Wenn ich aus irgendeinem Grund morgen nicht in diesem Auto auf der Rückfahrt nach Rom sein werde, gehen Sie unverzüglich in die Via Barberini und händigen diesen Umschlag dem Notar persönlich aus. Haben Sie verstanden?«

»Ja... Wenn wir aber nun gemeinsam zurückfahren?«

»Dann geben Sie ihn mir zurück, und die Sache hat sich erledigt.« Der Kardinal legte dem Priester eine Hand auf die Schulter.

»Habe ich Ihr Wort, dass Sie mit niemandem darüber reden, ich wiederhole, mit *niemandem*?«

Der Priester blickte in den Rückspiegel. »Ich verspreche es Ihnen, Eminenz. Sie können sich auf mich verlassen.«

Der Kardinal klopfte ihm zweimal leicht auf die Schulter.

Das Auto bog in die Via del Belvedere ein und fuhr wenige Minuten später durch die Porta Sant'Anna aus der Vatikanstadt heraus. Nachdem der Lancia einige Kilometer durch das fast menschenleere Rom gefahren war, fädelte er sich in südlicher Richtung in den Verkehr auf der Via Appia ein und folgte den Hinweisschildern nach Castel Gandolfo, der Sommerresidenz des Papstes.

Vor dem Hintergrund des Albaner Sees mit seinem tiefblauen Rund tauchte am oberen Ende des Hügels die Renaissancefassade des Päpstlichen Palastes von Castel Gandolfo auf.

Das Auto fuhr am Bernini-Brunnen vorbei und hielt vor dem Eingang des Palazzo. Die beiden Schweizergardisten in ihrer Galauniform mit orangefarbenen, blauen und roten Streifen standen augenblicklich stramm und richteten die Hellebarden auf. Zweimal ertönte die Hupe, kurz darauf öffnete sich das Eingangstor.

Der Kardinal stieg aus dem Wagen und blickte zur Loggia über dem Innenhof. Mit hüpfendem Doppelkinn, den Bauch von den Knöpfen der Soutane mit knapper Not gebändigt, trippelte der Sekretär des Papstes die Treppe herunter und kam mit einem beflissenen Lächeln auf ihn zu.

»Eminenz, Kardinal Ottolenghi erwartet Sie oben in meinem Arbeitszimmer. Gehen wir hinauf?«

»Warum diese Programmänderung, Monsignore?«, fragte der Kardinal, während sie zur Loggia hinaufstiegen. »Es war abgemacht, dass ich heute mit dem Heiligen Vater zusammenkomme, und zwar allein.«

»Ganz richtig, und ich verstehe Ihre Enttäuschung. Aber glauben Sie mir, der Heilige Vater selbst hat im letzten Moment beschlossen, die Begegnung auf morgen Vormittag zu verschieben.«

»Wozu dieses Treffen mit Kardinal Ottolenghi?«

Der Sekretär des Papstes zuckte mit den Schultern. »Der Heilige Vater macht bekanntlich nicht viele Worte.«

»So wie Sie bekanntlich ein Mann von außergewöhnlich scharfem Verstand sind.«

Seufzend warf der Sekretär einen vielsagenden Blick auf die Aktentasche des Kardinals. »In Anbetracht der Dinge, die Sie mir am Telefon angedeutet haben, kann ich mir allerdings vorstellen, dass der Heilige Vater ein vorbereitendes Treffen mit dem Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre für, wie soll ich sagen, ratsam hielt.«

Der Kardinal schwieg.

Als der päpstliche Sekretär das Arbeitszimmer verlassen hatte, setzte Kardinal St. Pierre sich in einen Sessel vor Kardinal Ottolenghi.

Giusecardo Ottolenghis Nase war so spitz wie die Hellebarde eines Schweizergardisten. Als Zerberus der kirchlichen Glaubenslehre war er nach dem Papst der mächtigste Mann am Heiligen Stuhl. Er hielt den Blick starr auf Kardinal St. Pierre gerichtet. Einige Augenblicke lang hörte man in dem Raum nur das leise Ticken einer Pendeluhr.

»Eminenz, der Heilige Vater hat mich gebeten, vor dem morgigen Treffen ein Gespräch mit Ihnen zu führen.« Ottolenghi warf einen Blick auf St. Pierres Aktentasche. »Am Telefon erwähnten Sie ein Dokument, ich zitiere, ›von äußerst gravierender Bedeutung für den Glauben‹. Worum geht es?«

»Darum.«

St. Pierre zog eine Dokumentenmappe aus schwarzem Plastik aus seiner Tasche. Er nahm einige Papiere heraus und reichte sie dem Kardinal.

»Was ist das?«, fragte Ottolenghi.

»Die Fotokopie einer Pergamenthandschrift, ein Brief, den Marsilio Ficino eigenhändig an Cosimo de' Medici schrieb. Er trägt das Datum vom 27. August 1463.«

»Marsilio Ficino? Das *Corpus Hermeticum*?«

»Genau. Doch das ist nur der Ausgangspunkt.«

»Wohin führt er?«

»Auf eine Reise zurück ins alte Ägypten, in das vierzehnte Jahrhundert vor Christus, die Regierungszeit des Pharaos Echnaton.«

Ottolenghi riss die Augen auf.

»An manchen Stellen ist die Tinte bis zur Unleserlichkeit ver-

blasst «, sagte St. Pierre, » doch was der Text bedeutet, wird trotzdem klar. «

Je weiter Ottolenghi mit der Lektüre vorankam, desto mehr verfinsterte sich sein Gesicht.

» Alles Unsinn. « Ottolenghi warf die Blätter auf das Tischchen zwischen sich und St. Pierre und blickte ihn mit einer Mischung aus Skepsis, Ärger und Misstrauen an. » Wahnvorstellungen eines Ungläubigen! «

» Augenblick mal, Eminenz. « Kardinal St. Pierre machte eine beschwichtigende Handbewegung. » Marsilio Ficino war der Mittelpunkt des geistigen Lebens am Hof der Medici, und sein Denken hat Künstler wie Michelangelo inspiriert. Er war alles andere als ein krankhafter Lügner, und was den Unglauben betrifft, so darf ich Sie daran erinnern, dass er 1473 zum Priester geweiht wurde. «

» Alles Geschwätz. Der Brief strotzt nur so von verworrenen Bezügen, und die Schlussfolgerungen sind völlig haltlos, ja, überdies widersprechen sie dem Glauben. «

» Meinen Sie? «

Ottolenghis Lippen wurden zu einem schmalen Strich. » Wenn noch mehr dahintersteckt, sind Sie verpflichtet, es mir zu sagen. Dieser Brief zieht die Glaubwürdigkeit der Bibel in Zweifel. « Seine Hand fiel auf die Armlehne wie der Hammer eines Richters. » Er stellt eine Bedrohung für den Glauben dar, darum fällt die Angelegenheit in meinen Zuständigkeitsbereich. Was haben Sie noch entdeckt? «

» Als Kardinal-Archivar bin ich nur Seiner Heiligkeit gegenüber zu Auskünften verpflichtet. Behalten Sie sich diesen Ton für die Theologen vor, die vom Tribunal der Glaubenskongregation verhöört werden. «

» Ist das Ihr letztes Wort? «

Mit pulsierenden Halsschlagadern nahm St. Pierre die Papiere und die Dokumentenmappe an sich, steckte sie in die Tasche zurück und erhob sich. » Ich werde Seiner Heiligkeit morgen Vormittag sagen, was ich zu sagen habe. «

Ottolenghi stand auf und ging hinaus, begleitet vom Rascheln des Kardinalsmantels.

»Eminenz, ich möchte Sie daran erinnern, dass die Begegnung mit dem Heiligen Vater pünktlich um zehn Uhr stattfindet«, mahnte der päpstliche Sekretär, während Kardinal St. Pierre auf ein grellrotes Mountainbike stieg, das er sich vom Kammerdiener des Papstes geliehen hatte.

Der Kardinal, im grauen, kurzärmeligen Hemd mit Priesterkollar, hob die Hand zu einer beruhigenden Geste und radelte durch den Hof des Vatikanischen Observatoriums davon, gefolgt vom nachdenklichen Blick des Sekretärs.

In den Gärten des Papstpalastes angekommen, fuhr der Kardinal durch eine von Steineichen beschattete und mit Renaissanceskulpturen geschmückte Allee, gelangte zu den Ruinen der Villa des Domitian und fuhr auf den Ausgang zu.

Auf dem Gipfel des Hügels hielt er an und blickte zum See hinunter. Soeben ging die Sonne auf. Der päpstliche Palast und die beiden Kuppeln des Observatoriums spiegelten sich im Wasser. Der Wechsel zwischen den Farben der Hügel, dem Grün der Wälder, dem Rot der Dächer und dem Ockergelb der Häuser, bot ein prächtiges Schauspiel. Mit einem tiefen Atemzug verscheuchte der Kardinal die Begegnung mit Ottolenghi und die Gedanken an das, was er dem Papst sagen würde.

Er bog in eine Straße ein, die nach unten zum Seeufer führte. Dann nahm er eine Abkürzung über eine kleine Straße aus gestampftem Lehm, eine Einbahnstraße. Er radelte vorsichtig. Zu seiner Rechten ging die Straße in eine steile Böschung über, den einzigen Schutz bildete eine Reihe von Zementpfählen.

Plötzlich bog ein Alfa Romeo mit verspiegelten Scheiben aus der entgegengesetzten Richtung in die Straße ein und beschleunigte. Der Kardinal bremste scharf, dicht am Straßenrand. Mit quietschenden Reifen beschleunigte das Auto erneut, wirbelte eine Staubwolke hinter sich auf. Ein dumpfer Aufprall. Der Kardinal wurde über den Straßenrand hinausgeschleudert, das Fahrrad wickelte sich um einen Zementpfähler. Der Körper des Kardinals fiel zu Boden wie eine Puppe, rollte etwa zwanzig Meter weit den Abhang hinab und blieb am tiefsten Punkt der Böschung auf dem Rücken liegen. Seine Augen schienen einen unbestimmbaren Punkt am Himmel zu fixieren, Blut rann ihm aus dem Mund.

Noch immer drehte sich ein Rad des Fahrrads, sein leises Surren

war das einzige Geräusch in der Stille der leeren Straße. Mitten auf der Straße lag die Brille, mit zersprungenen Gläsern.

Ein Schwarm Spatzen erhob sich flügelstirrend aus einem Waldstück, flog hoch in den Himmel und kreiste dann über dem Apostolischen Palast.

Auf dem sonnendurchglühten Cour Napoléon standen Touristen in einer Warteschlange vor dem Eingang der Louvre-Pyramide.

Im Büro des Konservators der Ägyptischen Abteilung des Louvre saß Théo St.Pierre an seinem Schreibtisch und untersuchte, den Kopf über eine Lupe gebeugt, die in eine Statuette von Seti I. geritzten Hieroglyphen. *Mein lieber Freund, du magst ja ein tüchtiger Bildhauer gewesen sein, dachte er, aber als Schreiber kannst du einem leidtun.* Er hob die Statuette an und drehte seinen Sessel zum Fenster um. Das Telefon klingelte.

»Ja, das bin ich ... Ein Polizeikommissar? ... Weshalb?«

»Ich dachte, der Vatikan hätte Sie schon angerufen. Ich bin Kommissar Dominici vom Polizeipräsidium in Rom. Ich fürchte, ich habe eine schlimme Nachricht für Sie. Ihr Bruder, Kardinal Vanko St.Pierre, ist heute Morgen in Castel Gandolfo bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Es tut mir sehr leid.«

Théos Finger umklammerten den Griff der Lupe, bis die Knöchel sich weiß färbten. »Wie ... wie ist das passiert?«

Die Worte des Kommissars verloren sich in einer Folge aus Bildern, die im Lauf der Zeit verblasst waren. Kopfsprünge ins Meer mit Vanko von den Klippen der Insel Kos, nah beim Haus der Großeltern ... Edmonds Wutausbruch, als Vanko zu Hause angekündigt hatte, dass er ins Priesterseminar gehen wollte ... Sein Ärger und seine Enttäuschung, weil er den Bruder nicht von dieser *connerie* abbringen konnte ... Alexias gerührte Tränen während der Zeremonie im Petersdom, als Vanko die Kardinalswürde verliehen wurde.

»Commissario, ich weiß nicht, ob ich Ihnen folgen kann. Sie sagen, es könnte sich um etwas Schwerwiegenderes handeln als um einen Unfall?«

»Das habe ich nicht gesagt. Im Moment beschränke ich mich darauf, festzustellen, dass die Todesumstände unklar sind.«

»Haben Sie die Leute vom Heiligen Stuhl schon befragt?«

Am anderen Ende folgte Schweigen. »Ja und nein.«

»Ich bin momentan wirklich nicht zum Rätselraten aufgelegt.«

»Der Heilige Stuhl genießt das Recht der Exterritorialität, das den Papstpalast in Castel Gandolfo einschließt. Die Beziehungen zu diesen Leuten sind alles andere als einfach.«

»Wenn ich recht verstanden habe, ist mein Bruder auf italienischem Hoheitsgebiet gestorben.«

»Natürlich, und die Sache fällt in unseren Zuständigkeitsbereich, doch ohne die Mitarbeit des Vatikans werden wir nicht weit kommen. Können Sie mir folgen?«

»Ich nehme das erste Flugzeug nach Rom.«

»Darum wollte ich Sie gerade bitten.«

»Commissario ...?«

»Ja?«

»Wo ist der Leichnam meines Bruders jetzt?«

»Im Leichenschauhaus des Krankenhauses von Marino, in den Castelli Romani, mit dem Auto eine Viertelstunde von Castel Gandolfo entfernt.«

Théo legte auf, und seine Hand blieb lange auf dem Hörer liegen. Er atmete tief durch, drehte sich um, öffnete ein Schränkchen und holte eine Flasche Delamain Réserve heraus. Er füllte ein Cognacglas und trank es in einem Zug leer. Was war das Schlimmste am Tod für den, der zurückblieb? Das Gefühl, dass in einem verfehlten Leben etwas unwiederbringlich verloren war. Was? Dinge, die nicht gesagt und nicht getan worden waren.

Beißend spürte Théo den Formaldehydgeruch in der Kehle, und die Reflexe des Lampenlichts auf den weiß gekachelten Wänden blendeten ihn. An den Wänden sah er die lange Reihe der Stahltüren zu den Kühlzellen. Sein Magen zog sich zusammen.

Ein Krankenhausangestellter im grünen Teflonkittel öffnete eine der Türen und ließ eine Stahlliege herausgleiten. Der Körper war mit einem grünen Laken bedeckt, nur die Füße schauten heraus. Am großen Zeh hing ein Identifikationskärtchen. Auf einen Wink des Kommissars hob der Angestellte einen Zipfel des Lakens.

»Signor St. Pierre, erkennen Sie Ihren Bruder?«, fragte der Kommissar.

Vankos Gesicht war mit Kratzern und blauen Flecken übersät.

Obwohl man ihm den Kiefer mit einer Mullbinde fixiert hatte, war der Mund zu einem grotesken Lächeln geöffnet. Théo wandte den Blick ab. Ihm war, als habe er den Geruch nach salziger Luft in der Nase, und vor seinen Augen zeichnete sich der Strand vor dem Haus in Juan-les-Pins ab, an einem Frühlingstag vor vielen Jahren.

Am Nachmittag waren er und Vanko am Hafen umhergestreift und hatten sich die Segelschiffe angeguckt, die aufs Meer hinausfuhren.

Jetzt spazierten sie an der Wasserlinie des Privatstrands entlang und spielten mit Atticus, ihrem Mastiff, indem sie ihm ein Stöckchen ins Wasser warfen. Vanko zog sich das Hemd aus und ließ es in der Luft kreisen, dabei stakste er durch das Wasser und sang Paris Canaille wie Léo Ferré.

Es war ihm vorgekommen, als würde die Sonne über dem Strand von Juan-les-Pins niemals untergehen. Ihr Licht blendete sie, das Wasser prickelte auf der Haut, und der salzige Geruch des Meeres trieb die Vorstellungskraft dazu, Unmöglichem nachzujagen.

»Signor St. Pierre ...«, sagte der Kommissar.

»Ja, ja, er ist es.«

Nach einer endlosen Stille, in der man nur das Brummen der Kühlanlage hörte, gab Théo dem Angestellten einen zustimmenden Wink. Der ließ das Laken sinken, schob den Leichnam wieder in die Zelle und schloss die Tür.

Vor dem Krankenhaus blieb Théo unter dem Bogengang stehen, sein Blick verlor sich in den Hügeln am Horizont. Er umklammerte das Geländer, bis seine Hand schmerzte.

»Ich wohne auf dem Land«, sagte der Kommissar, der hinter ihm stand. »Wenn ich wütend bin, gehe ich raus, nehme eine Axt und hacke Holz.«

»Ich spiele Geige.«

Die Terrasse des Cafés – einer von blühenden Kletterpflanzen beschatteten Patios am Hang des Hügels von Marino – öffnete sich auf das sonnenbeschienene Tal zu Füßen des Städtchens. Einige Augenblicke lang nippten Théo und der Kommissar schweigend an ihrem Kaffee. Das einzige Geräusch war das Zirpen der Grillen.

Eine Dame in eng anliegenden, gelben Hosen kam auf ihren Tisch zu. »*Pardon me*«, sagte sie auf Englisch. »Sie sind der Schauspieler Jeremy Irons, nicht wahr? Würden Sie mir bitte ein Autogramm geben? *Per favore*.«

Théo lächelte gequält. Er konnte das nicht mehr ertragen. Entweder er oder Jeremy Irons mussten sich endlich zu einer Gesichtsoperation durchringen. »Ich würde Ihnen gerne eins geben, aber ich bin nicht Jeremy Irons.«

Die Dame erging sich in Entschuldigungen und entfernte sich.

»Tatsächlich!«, rief der Kommissar aus. »Vor einiger Zeit habe ich im Fernsehen einen Film gesehen, ich glaube, er hieß *Australien*, da spielte dieser Schauspieler mit. Wissen Sie, dass Sie ihm aufs Haar gleichen, wenn man ein paar Jahre abzieht?«

Théo seufzte. »Was haben Sie herausbekommen, Commissario?«

Dominici tupfte sich den Schnauzbart ab. »Nicht viel.«

Niemand hatte etwas gesehen. Der Zusammenstoß war sehr heftig gewesen, das Auto musste also plötzlich und mit hoher Geschwindigkeit aufgetaucht sein. Es handelte sich um eine kleine Nebenstraße, eine Einbahnstraße, und um diese Zeit herrschte kein Verkehr; das Auto hatte genug Platz, um Vanko zu überholen, und das machte den Unfall verdächtig.

Der Kommissar hatte auch mit Ottolenghi und Vankos Fahrer gesprochen, war aber zu keinem Ergebnis gekommen. Nach Aussagen des Kardinals hätte Vanko eine Unterredung mit dem Papst haben sollen, bei der es um die Erweiterungsarbeiten des Vatikanischen Geheimarchivs ging.

Die Bitte des Kommissars, Vankos Zimmer betreten und seine persönlichen Habseligkeiten durchsuchen zu dürfen, war abgelehnt worden. Der Sekretär des Papstes hatte gesagt, ihrer Meinung nach handele es sich um fahrlässige Tötung mit der üblichen Fahrerflucht; für den Vatikan war der Fall abgeschlossen.

»Was überzeugt Sie nicht an Ottolenghis Aussage?«, fragte Théo.

»Ich bin seit dreißig Jahren Polizist, und die hier hat mich noch nie betrogen.« Der Kommissar tippte sich an die Nasenspitze. »Ich weiß nicht, warum Ihr Bruder mit dem Papst sprechen wollte, doch eines weiß ich sicher: Sie hatten nicht vor, über irgendwelche Erweiterungsarbeiten zu reden. Ottolenghi hat gelogen.«

» Warum sind Sie sich da so sicher? «

» Sobald ich aus dem Papstpalast heraus war, habe ich die Sirene aufs Dach gesetzt und bin in den Vatikan gerast, wo ich mit dem Präfekt des Archivs gesprochen habe. Als ich beiläufig Erweiterungsarbeiten erwähnt habe, hat er sehr erstaunt ausgesehen. «

» Was ist dieser Ottolenghi für ein Mensch? «

» Ottolenghi? « Der Kommissar grinste. » Im Vergleich zu ihm ist ein Tigerhai ein Zuckerpüppchen. Er ist nicht nur Präfekt der Glaubenskongregation, des einstigen Heiligen Offiziums, sondern auch ein ehemaliger Jesuit, was bedeutet, dass er noch die abscheulichste Schandtat als Gebot der Allerheiligsten Dreifaltigkeit ausgeben könnte. «

» Und wenn ich versuche, mit ihm zu sprechen? «

» Sie würden nur Ihre Zeit vertun. «

» Ich könnte es beim Sekretär des Papstes probieren. «

» Das ist dasselbe. «

» Und der Fahrer? Er muss meinen Bruder gut gekannt haben. Sie werden auf der Fahrt doch ein paar Worte gewechselt haben. «

» Ihr Bruder kam ihm auf der Fahrt nach Castel Gandolfo sehr angespannt vor. Er sagt, er habe andauernd Papiere aus einer schwarzen Aktentasche gezogen. «

» Eine schwarze Aktentasche? Wo ist die geblieben? «

» Ottolenghi hat sich gehütet, mir etwas darüber zu sagen. Als ich ihn verhört habe, wusste ich allerdings noch nichts von der Tasche. «

» Warum bitten wir ihn nicht, sie uns zu zeigen? «

» Was auch immer sie enthielt – glauben Sie wirklich, wir würden jetzt noch etwas darin finden? «

Théo seufzte. » Welchen Eindruck hatten Sie von dem Fahrer? «

» Ein anständiger Mensch, er schien Ihrem Bruder sehr zugezogen. «

» Dann würde er mit mir vielleicht offen sprechen. «

» Verlassen Sie sich nicht zu sehr darauf. «

» Es bleibt immer noch das Vatikanische Geheimarchiv. «

» Darauf wollte ich gerade hinaus. « Dominici steckte eine Gitane in eine Spitze aus Elfenbein und zündete die Zigarette mit einem Benzinfeuerzeug an. » Doch vorher muss ich Ihnen ein paar Fragen über Ihren Bruder stellen. Was für ein Mensch war er? «

»Brüder erzählen einander nicht viel, und wir waren beide sehr von unserer Arbeit in Anspruch genommen.«

Théos Blick wanderte über den Hügelkamm. Wer kann schon behaupten, dass er seine eigene Familie kennt? Und wer will sie überhaupt wirklich kennen? Tolstoi hatte geschrieben, alle glücklichen Familien glichen einander, aber jede unglückliche sei auf ihre besondere Art unglücklich. Glückliche Familien? Er schüttelte den Kopf. Ein Klischee aus der Werbung.

»Der Charakterzug, der ihn am besten beschreibt, ist Recht-schaffenheit. Obwohl das heute lächerlich erscheinen mag. Vanko folgte immer seinem Gewissen.«

»Bis zur Unbeugsamkeit?«

»Wenn Sie wissen wollen, ob er wenig kompromissbereit war, ist die Antwort Ja.«

»Als Kardinal-Archivar des Heiligen Stuhls muss Ihr Bruder von allen erdenklichen Geheimnissen gewusst haben, vor allem in Bezug auf die Kirchengeschichte ...«

»Ja, natürlich. Woran denken Sie? Dass Vanko etwas so Gefährliches entdeckt hatte, dass jemand sich genötigt fühlte, ihn zum Schweigen zu bringen?«

»Halten Sie das nicht auch für die wahrscheinlichste Hypothese, wenn wir fahrlässige Tötung ausschließen?«

»Jemand aus der katholischen Kirche?«

»Sind Sie katholisch?«

»Griechisch-orthodox, aber ich erinnere mich nicht einmal mehr daran, wie eine Kirche von innen aussieht. Meine unangenehmste Erinnerung ist dieser Geruch nach Schimmel. Warum fragen Sie?«

»Seit zweitausend Jahren waschen die Leute unter Michelangelo Kuppel ihre schmutzige Wäsche im eigenen Haus«, sagte der Kommissar mit einem sarkastischen Lächeln. »Erinnern Sie sich nicht an den Tod von Johannes Paul I., Papst Luciani, 1978 und an den Skandal um Calvi? Der Vatikan steckte bis zum Hals mit drin, aber auch damals wurde alles vertuscht. Das Kirchenrecht verbietet die Autopsie eines Papstes, das sagt doch schon alles.«

»Und selbst wenn es so wäre, sind uns durch seine Exterritorialität die Hände gebunden, wenn ich Sie recht verstanden habe, oder?«

»Mir sind die Hände gebunden, Ihnen nicht.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Bei der Unterredung mit dem Präfekten des Archivs, dem wichtigsten Mitarbeiter Ihres Bruders, habe ich versucht herauszubekommen, womit der Kardinal sich in seinen letzten Lebensmonaten beschäftigt hat. Was man mir geantwortet hat? Der Präfekt ist Jesuit, außerdem hat er seinen Doktor der Theologie an der Päpstlichen Universität gemacht.«

Es habe keinen Zweck weiterzumachen, denn die italienischen Behörden hätten nicht die geringste Machtbefugnis innerhalb des Vatikans, so der Kommissar. Er könne Vankos Mitarbeiter zwar aufs Polizeipräsidium vorladen, doch damit drohe er einen diplomatischen Zwischenfall mit dem Heiligen Stuhl zu provozieren, und es hätte ohnehin zu nichts geführt.

Mühsam unterdrückte Théo seinen Zorn. In Italien war der Vatikan unantastbar.

»Wenn der Präfekt Ihnen nichts gesagt hat, verstehe ich nicht, warum er das bei mir tun sollte.«

»Ich denke nicht an den Präfekten.«

»Nein? An wen denn?«

Dominici beugte sich zu Théo vor und vertraute ihm an, was er vorhatte. »Was sagen Sie dazu?« Die Lippen des Kommissars verzogen sich zu einem durchtriebenen Lächeln.

»Wenn Sie kein Polizist wären, hätten Sie General der Jesuiten oder ein perfekter Verbrecher werden können.«

Der Kommissar zog an seiner Gitane, legte den Kopf in den Nacken und blies einen Rauchring aus. Die bläulichen Kringel schwebten in die Höhe und verloren sich in den violetten Blüten der Bougainvillea.

2 Am Empfang des Vatikanischen Geheimarchivs fragte Théo nach dem Präfekten. Er gab seine Tasche an der Garderobe ab und ging durch einen Metalldetektor.

Ein hagerer, kahl geschorener Mönch forderte ihn auf, ihm zu folgen. Sie betraten einen Fahrstuhl, der Ordensbruder steckte einen Schlüssel in ein Schloss, und sie fuhren in die Kellergeschosse hinunter.

Dort schritten sie durch einen langen Gang, vorbei an einer endlosen Folge von Regalreihen, in denen, dicht aneinandergedrängt,

Sammelordner mit dem Vatikanwappen standen. Der Mönch erklärte, sie befänden sich hier zwei Kellergeschosse tief unter dem Cortile della Pigna in einem Bunker aus Stahlbeton, wo dreiundvierzig Kilometer Regale Millionen jahrhundertealter Texte enthielten. Er klopfte an eine Tür, nannte Théos Namen und forderte ihn auf einzutreten.

Ein hölzernes Kruzifix und ein Porträt des polnischen Papstes beherrschten den Raum. Auf dem Schreibtisch waren alle Gegenstände streng geometrisch angeordnet. Der Präfekt ergriff Théos Hände und blickte ihn an. Seine Augen waren so blau wie ein Gebirgssee. Mit leiser Stimme beteuerte er, wie bestürzt er über den Tod »Seiner Eminenz, des Kardinals St. Pierre« sei.

Théo versuchte, die Rede auf Vankos Forschungsarbeit zu bringen, doch der Präfekt wich seinen Fragen mit dem dialektischen Geschick eines Sophisten aus. Auch seine Bitte um Vankos Leder tasche prallte an einer Mauer aus passivem Widerstand ab. Die Tasche, erklärte der Präfekt, sei Eigentum des Archivs, einschließlich ihres Inhalts – alles Akten, die mit der Arbeit des Kardinals zusammenhingen.

»Apropos, ich hätte da noch eine Bitte an Sie«, sagte der Präfekt vorsichtig.

»Ja, bitte, Monsignore.«

»Sie haben unter den Sachen Ihres Bruders nicht zufällig etwas gefunden, was dem Archiv gehört?«

»Ich bin noch nicht in der Wohnung meines Bruders gewesen. Woran denken Sie?«

»Ach, an nichts Bestimmtes. Alte Papiere, wer weiß, vielleicht das eine oder andere Pergament...« Die Blicke des Präfekten forschten in Théos Gesicht. »Sie müssen wissen, dass Ihr Bruder Zugang zu äußerst wichtigen Dokumenten hatte. Er hätte welche mitnehmen können, um sie abends bei sich zu Hause in aller Ruhe zu studieren.«

»Seien Sie unbesorgt«, sagte Théo mit einem unschuldigen Lächeln. »Wenn ich etwas finden sollte, werde ich Sie benachrichtigen.«

»Sehr gut.« Der Präfekt warf einen Blick auf die Uhr. »Und versäumen Sie nicht, uns zu besuchen, wenn Sie wieder nach Rom kommen.«

Kaum hatte Théo das Büro verlassen, hob der Präfekt den Hörer und wählte eine Nummer.

»Er ist soeben gegangen«, sagte er auf Französisch.

»Und?«, erwiderte die Stimme am anderen Ende.

»Meiner Meinung nach weiß er nichts.«

»*Mon cher ami*, ist es nicht ein wenig zu früh, um die Absolution zu erteilen?«

Als ihm der Priester auf der anderen Seite des Garderobentisches seine Sachen aushändigte, schlug Théo sich plötzlich an die Stirn.

»Oh, wie dumm von mir!«

Der Priester sah ihn fragend an.

»Ich habe unter den Sachen meines Bruders ein Buch gefunden, in das auf der Innenseite der Name eines Geistlichen geschrieben war. Ich wollte es mitbringen, habe es aber leider vergessen.«

»Erinnern Sie sich an den Namen?«

»Pater... Pater... meine Güte, wie zerstreut ich bin. Aber beim Durchblättern habe ich Notizen gefunden, und das war nicht die Handschrift meines Bruders. Der Eigentümer muss jemand sein, der ihm bei seinen Forschungen half.«

Auf das Gesicht des Priesters trat ein verständnisvolles Lächeln.

»Dann kann es niemand anderes sein als Pater Ascanio Cerri.«

»Ascanio Cerri! Genau, das war der Name.«

»Soll ich ihn für Sie anrufen?« Der Priester streckte die Hand nach dem Telefon aus.

»Nein, vielen Dank.« Théo schaute auf die Uhr an der Wand.

»Wenn Sie mir seine Durchwahlnummer geben, rufe ich ihn später vom Hotel aus an.«

Der Priester schrieb eine Nummer auf einen Zettel und reichte ihn Théo. Dieser verließ den Cortile del Belvedere, ging durch die Porta Angelica und trat in die erste Telefonzelle, die er fand.

»Pater Ascanio Cerri?«

»Ja?«

Auf der Piazza del Laterano angekommen, sah Théo zum Dach der Basilika San Giovanni hinauf. Die Statuen der Heiligen blickten mürrisch von oben auf ihn herab. Heilige lachen nie. Sein Blick

schweifte über den Platz und blieb an der Statue des heiligen Franziskus von Assisi hängen. Ein Mönch mit weißer Kutte und dem dunklen Skapulier der Dominikaner saß auf einer Bank und blätterte in einem Buch.

Als er Pater Ascanio die Hand drückte, in die hellen Augen und das von einem Schopf blonder Haare umrahmte Gesicht sah, verstand er, warum Vanko diesem Mönch vertraut hatte. Er setzte sich neben ihn und erzählte ihm alles, was er von Dominici erfahren hatte.

»*Ein vorsätzlicher Mord?*«, sagte Pater Ascanio. »Das ist doch verrückt... Wer hätte Grund zu einer solchen Tat haben können?«

»Welche Aufgaben haben Sie im Archiv, Pater?«

»Ich bin einer der langjährig beschäftigten Forscher.«

»Haben Sie gern mit meinem Bruder zusammengearbeitet?«

»Sehr gern. Der Kardinal überließ nichts dem Zufall.«

»Wer beauftragt Sie mit Forschungsprojekten?«

»Nun... die Kurie, die Diözesen und die Ordensgemeinschaften.«

»Gab es darüber hinaus nicht auch andere Projekte?«

»Was meinen Sie damit?«

»Projekte, die von meinem Bruder stammten und geheim gehalten wurden.«

Pater Ascanio wandte den Blick ab. »Ich bin gesetzlich und moralisch zum Schweigen verpflichtet.«

Théo stieß ihn mit dem Finger an. »Und mein Bruder? Finden Sie nicht, dass Sie auch ihm gegenüber eine Verpflichtung haben?«

Pater Ascanio seufzte. »Ja, über einige Projekte wurde Still-schweigen bewahrt, aber das kam selten vor.«

»Wurde in jüngster Zeit an einem solchen Projekt gearbeitet?«

Pater Ascanio presste die Lippen aufeinander und nickte.

»Wenn über dieses Projekt etwas durchgesickert wäre«, fragte Théo, »hätten Ihre Entdeckungen dann ein Motiv für einen Mord darstellen können? Überlegen Sie in Ruhe.«

Der Ordensbruder nestelte an seinem Brustkreuz. »Ich verstehe gar nicht, warum ich daran nicht gleich gedacht habe... Ja, ich fürchte, das stimmt.«

»Worum handelte es sich?«

»Um eine Untersuchung des Buches Exodus. Wir hatten Doku-

mente entdeckt, die darauf hinzuweisen schienen, dass ... nun, dass das, was in der Bibel steht, eine literarisch ausgeschmückte Version der historischen Realität ist. «

»Sie sprechen von der Flucht aus Ägypten, vom Wunder des Durchzugs durch das Rote Meer ... also von der ganzen Geschichte? «

Pater Ascanio nickte.

»Warum hätte diese Entdeckung ein Motiv dafür sein können, meinen Bruder umzubringen? «

»Weil sie dem Alten und auch dem Neuen Testament jede Glaubwürdigkeit genommen hätte. «

»Also ein tödlicher Schlag für das Christentum und das Judentum«, murmelte Théo, als würde er laut denken.

»Auch für den Islam. Moses ist auch für den Koran ein Prophet Gottes. «

»Sie sprachen von Dokumenten. Was sind das für Quellen? Woher stammen sie? «

»Alles begann mit einer Pergamenthandschrift von Marsilio Ficino, einem Brief an Cosimo de' Medici vom 27. August 1463. «

Pater Ascanio erinnerte ihn daran, wer Ficino war.

Gegen Ende des Jahres 1462 brachte Leonardo da Pistoia, ein Mönch, der für Cosimo de' Medici im Orient nach alten Handschriften suchte, aus Mazedonien die auf Griechisch verfasste Abschrift einer Sammlung von vierzehn kleinen Büchern des sagenumwobenen *Corpus Hermeticum* mit. Cosimo war so begierig auf deren Inhalt, dass er Ficino befahl, seine Übersetzung der platonischen Dialoge zu unterbrechen und sofort damit zu beginnen, das *Corpus* aus dem Griechischen ins Lateinische zu übersetzen. Ficino vollendete die Übersetzung im April 1463.

Diese vierzehn Büchlein waren im zweiten Jahrhundert nach Christus im ägyptischen Alexandria entstanden. Doch sogar Clemens von Alexandria, einer der Kirchenväter, hatte geschrieben, dass sie sich auf eine weit ältere Quelle bezogen, eine ägyptische Quelle, von der es hieß, sie umfasse zweiundvierzig Bücher und enthalte die geheimen Rituale der ägyptischen Priester.

»Marsilio Ficino war so fasziniert von dem *Corpus*, dass er Recherchen anstellte, um etwas über dessen Ursprünge herauszufinden. Schließlich fasste er das Ergebnis seiner Entdeckungen in dem Pergament von 1463 zusammen. «

»Was steht in dem Pergament?« Théo packte den Mönch am Arm. »Auf welche Quellen bezog es sich?«

Pater Ascanio entwand sich seinem Griff. »Ich habe Ihnen schon gesagt, dass der Brief die Glaubwürdigkeit der Bibel gefährdet, und das ist die Antwort auf Ihre Frage nach einem Motiv. Bitte fragen Sie nicht weiter.«

»Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie die Dokumente gefunden haben, die in dem Pergament erwähnt werden.«

»Nur einen Teil.«

»Und bestätigen Sie Ficinos These?«

»Sie zeigen, dass Ficino keine erfundenen Geschichten erzählt. Ich bin überzeugt, dass die fehlenden Dokumente irgendwo existieren.«

»Wer hat das Pergament gefunden?«

»Der Kardinal.«

»Wie ist es möglich, dass ein so bedeutendes Pergament unbeachtet blieb?«

»Sie wissen vielleicht nicht, dass die Dokumente des Vatikanischen Geheimarchivs gut fünfundachtzig Regalkilometer einnehmen.«

Die Archive waren auf die Räume unter dem Cortile del Belvedere und dem Cortile della Pigna und die sogenannten *soffitoni* verteilt, die Dachböden über der Galerie der Geographischen Karten in den Vatikanischen Museen. Es war also nicht verwunderlich, dass es noch immer nicht katalogisierte Dokumente gab, deren Inhalt viele Überraschungen über die wahre Geschichte des Christentums bergen konnte.

»Hat mein Bruder dieses Pergament rein zufällig gefunden?«

»Na ja, nicht ganz. Zwar sind viele Dokumente noch nicht katalogisiert, doch sie können anhand ihrer Sprache, ihres Themas und ihres Materials – Papier, Pergament oder Papyrus – in bestimmten Bereichen des Archivs vorläufig gelagert werden.«

Es stimmte nicht, was die Presse gemeldet hatte, nämlich dass das gesamte Archiv für Forscher geöffnet worden sei, und es stimmte auch nicht, dass die ältesten Dokumente aus dem Jahr 1000 stammten. Einige Abteilungen des Archivs blieben weiterhin geheim, vor allem jene, die heikle geschichtliche Phasen oder Themen betrafen, wie die ersten Jahrhunderte der Kirche, die Inquisi-

tion oder die Beziehungen zwischen der Nuntiatur in Berlin und Hitlerdeutschland.

»Im unterirdischen Bunker des Cortile della Pigna werden die vertraulichsten Dokumente aufbewahrt. Zu einigen Räumen haben nur vier Personen Zutritt: der Papst, der Präfekt der Glaubenskongregation, der Kardinal-Archivar und der Präfekt des Archivs.«

»Wo befinden sich die Dokumente, die Sie entdeckt haben, jetzt?«

»Sie sind verschwunden.«

»*Verschwunden?*«

»Wir hatten sie an einem sicheren Ort aufbewahrt. Als ich vom Tod des Kardinals erfuhr, habe ich das Versteck sofort überprüft, und die Dokumente waren nicht mehr da.«

»Erinnern Sie sich noch, wann Sie die Papiere zum letzten Mal gesehen haben?«

»Drei Tage, bevor Ihr Bruder nach Castel Gandolfo fuhr. Eines weiß ich jedenfalls gewiss: Ihr Bruder hat nur Fotokopien mitgenommen – welche, weiß ich nicht –, und ich kann Ihnen auch den Grund nennen.«

An Vankos Todestag hatte das Archiv am späten Vormittag ungewöhnlichen Besuch bekommen: Kardinal Ottolenghi in Begleitung von Monsignore Guzman, dem Generalprälat des Opus Dei, und eines Numerariers, eines ortsansässigen Mitglieds des Opus. Die drei hatten sich im Büro des Präfekten eingeschlossen. Dann waren sie direkt in Vankos Arbeitszimmer gegangen, hatten die Tür verschlossen und waren über eine Stunde dort geblieben.

»Waren Sie schon in der Wohnung Ihres Bruders?«, fragte Pater Ascanio.

»Nein, warum?«

»Die Wohnung des Kardinals liegt in der Via del Pellegrino, direkt gegenüber der Druckerei des ›Osservatore Romano‹.«

Heute Morgen, so Pater Ascanio, habe der Vizepräfekt des Archivs, ebenfalls ein enger Mitarbeiter von Vanko, ihm eine vertrauliche Mitteilung gemacht. Am Abend zuvor war der Vizepräfekt in der Druckerei des ›Osservatore Romano‹ gewesen. Von dort hatte er gegen neunzehn Uhr durch das Fenster auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig den Numerarier des Opus Dei gesehen, der vor wenigen Stunden in Begleitung von Ottolenghi und

Guzman ins Archiv gekommen war. Der Numerarier kam gerade aus der Eingangstür von Vankos Haus, einer kleinen Residenz, in der ranghohe Geistliche der Kurie wohnten.

Misstrauisch geworden, hatte der Vizepräfekt den Portier der Residenz nach dem Besucher gefragt. Dieser berichtete, der Numerarier habe ihm ein Schreiben des Verwaltungsbüros des Vatikans gezeigt, das ihn ermächtigte, Vankos Wohnung zu betreten. Widerwillig habe er ihm den Schlüssel aushändigen müssen.

»Ich nehme an, die Dokumente waren nicht in der Wohnung meines Bruders versteckt.«

»Natürlich nicht.«

Unter der Kutte des Paters klingelte es. »Ja, das bin ich... Einverstanden, ich werde in einer halben Stunde da sein.« Pater Ascanio erhob sich. »Tut mir leid, ich muss gehen. Der Präfekt verlangt nach mir.«

»Darf ich Sie wieder anrufen?«

Pater Ascanio betrachtete ihn unsicher. »Wenn es unbedingt sein muss, aber nicht im Archiv. Haben Sie einen Stift?«

Théo schrieb die Telefonnummer auf eine Taxiquittung. Es war die Nummer des Dominikanerklosters bei der Basilika Santa Maria sopra Minerva. Dort wohnte der Pater.

»Der Tod Ihres Bruders ist ein unersetzlicher Verlust. Es tut mir aufrichtig leid, für Sie und für uns.« Pater Ascanio sah Théo an, seine Miene wurde ernst. »Ich weiß nicht, was Sie vorhaben, aber halten Sie sich fern vom Opus Dei und vor allem von Monsignore Guzman.«

»Warum?«

»Angetan mit dieser Kutte, darf ich Ihnen bestimmte Dinge nicht sagen. Ach, da fällt mir ein, wenn Sie eines Tages Hilfe brauchen sollten und mich nicht finden, wenden Sie sich an Pater Jules Montague von den Dominikanerpatres in Florenz.«

Pater Montague war der Prior des Klosters San Marco in Florenz. Er und Vanko waren gemeinsam auf dem Priesterseminar in Paris gewesen, und dank Montague hatten sie Ficinos Pergament gefunden.

Die schwarz-weiße Silhouette des Mönchs entfernte sich mit hastigen Schritten über den Platz. Théo winkte einem Taxi und nannte dem Fahrer die Adresse in der Via del Pellegrino.

Das Taxi fuhr über den Schatten des Obeliskens von Thutmosis III., der lang gestreckt aufs Pflaster fiel.

Eine Wandlampe war ausgeschaltet, die andere warf eine schwache Lichtbahn an die Decke des Treppenhausabsatzes. Théo ballte die Fäuste.

Er drehte den Schlüssel im Schloss um. *Merde*, es war stockdunkel. Sein Herz klopfte schneller. Er spähte ins Innere der Wohnung. Wo war der Lichtschalter? Er holte einmal tief Luft, trat ein und tastete hektisch über die Wand im Flur. Er kehrte auf den Treppenabsatz zurück, sein Atem ging unregelmäßig, seine Stirn war schweißnass. Er schluckte. Nimm dich zusammen, *connard*.

Er atmete tief ein, die Hände an den Türrahmen gelegt. Dann stürzte er hinein, riss eine Tür auf und suchte den Schalter. Da, endlich. Das Licht einer Halogenbirne zerriss die Dunkelheit. Ihm wurde übel, er lief zur Balkontür, zog die Rollläden hoch und stieß die Türflügel weit auf. Das Sonnenlicht flutete ins Zimmer. Mit schweißgebadetem Rücken blieb er auf der Schwelle zum Balkon stehen, das Gesicht der Sonne zugewandt. Ausgerechnet ihn, einem Archäologen, musste eine derartige Phobie befallen? Nichts in der Natur ist schneller als das Licht? *Conneries*. Wie schnell das Licht auch sein mochte, immer würde die Dunkelheit es erwarten.

Das Echo seiner Schritte hallte in der Wohnung wider. Er ging ins Schlafzimmer und öffnete eilig die Fensterläden. Sein Blick fiel auf ein am Schrank hängendes Kardinalgewand, ein Buch, *Life in Biblical Israel*, auf dem Nachttisch und die Vergrößerung eines Fotos, das sie beide als Kinder zeigte. Es war am Strand von Agios Stefanos aufgenommen worden, vor dem Hintergrund der romanischen Basilika bauten er und Vanko eine Sandburg.

Plötzlich erfüllte dröhnendes Glockengeläut das Zimmer. Er kehrte ins Wohnzimmer zurück und trat auf den Balkon.

Das Geläut kam vom Petersdom. Er blickte zu Michelangelos Kuppel hinauf, die sich vor dem Himmel abzeichnete. So wollte er Vanko rächen? Mit Trauer, Schuldgefühlen, Erinnerungen? Wieder überkam ihn die Wut von gestern, als er das Leichenschauhaus verlassen hatte. Er ging zurück in die Wohnung.

Sosehr der Numerarier sich auch bemüht hatte, den Eindruck von Ordnung zu hinterlassen – unzählige Einzelheiten verrieten

ihn: die durchwühlte Unterwäsche in der Kommode, hochgeschlagene Teppichzipfel, halb geöffnete Schubladen... Was mochte er noch gesucht haben, außer den Pergamenten?

Théo blieb vor dem Bücherregal stehen, das eine ganze Wand des Wohnzimmers einnahm. Aus zwei Borden stachen ganze Reihen von gelben Klebezetteln ins Auge. Er überflog die Titel der Bücher: *Moses the Egyptian, Moses and Akhenaten, Who Wrote the Bible*...

Mit beiden Armen packte er mehrere Bücher auf einmal und stellte sie auf den Tisch. Das wiederholte er einige Male, bis er beide Regale leer geräumt hatte. Er setzte sich und begann, im ersten Buch zu blättern.

Alle Bücher waren Bestseller der biblischen Archäologie. Einige behaupteten, die Flucht der Juden aus Ägypten sei ein reines Phantasieprodukt gewesen, andere demontierten den biblischen Moses, den es angeblich nie gegeben haben sollte. Überrascht? Nein. Im Grunde passten die Bücher zu dem, was Pater Ascanio ihm erzählt hatte.

Etwas hatte er jedoch nicht erwartet: Bücher über Echnaton und die monotheistische »Häresie« des Pharaos. Warum um alles in der Welt hatte sich Vanko, ein Kardinal, für ein Thema der Ägyptologie interessiert? Überdies war Echnaton nicht der einzige Pharaos, der ihn fasziniert zu haben schien, denn es gab auch Bücher über Tutanchamun und besonders über die Gegenstände, die Carter in seinem Grab gefunden hatte.

Er blätterte in einem Buch über die Essener von Qumran und in einem anderen über die Kupferrolle, das geheimnisvollste Dokument aller Schriftrollen vom Toten Meer. Warum gab es so viele Anmerkungen an den Rändern der Übersetzung des Textes auf der Rolle, dort, wo von einem verborgenen Schatz die Rede war?

Eine plötzlich erwachte Leidenschaft für Archäologie? Nein, er kannte Vankos Interessen. Auch wenn seine Lektüre sich im Lauf der Jahre geändert haben mochte, hätte dies nicht all diese Klebezettel und die ausführlichen Anmerkungen erklärt. Vanko hatte sich nicht damit begnügt, diese Bücher zu lesen: Er hatte sie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit studiert. Was hatte er gesucht? Warum dieses große Interesse an Echnaton?

Ihm kam ein Telefongespräch in den Sinn. Vor ein paar Monaten hatte Vanko ihn angerufen, um mit ihm über die Arbeiten am Haus

in Kos zu sprechen. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass die Arbeiten nur ein Vorwand gewesen waren. Denn plötzlich hatte Vanko ihm ganz beiläufig diese seltsame Frage gestellt.

»*Stimmt es, dass Echnatons Grab niemals gefunden wurde?*«, fragte Vanko.

»*Echnatons Grab?*«, sagte Théo. »*Du willst mir doch jetzt nicht etwa in meinem Beruf Konkurrenz machen?*«

»*Ich habe mal in einer Zeitschrift etwas über Echnatons Tod gelesen, das hat mich neugierig gemacht. Das ist alles. Ich kann mir nicht einmal selbst erklären, warum.*«

»*Dieses Grab ist ein echtes Geheimnis geblieben. Niemand hat es je gefunden.*«

Sein Blick fiel auf eine ovale Blechdose auf dem Nachttisch. »Anton Chocolatier, Truffles au Rhum« stand auf dem Etikett. Merkwürdig. Vanko aß keine Süßigkeiten. Er öffnete sie und schüttete den Inhalt in seine Hand. Das Licht der Halogenlampe brach sich funkelnd in unzähligen Farben. Reglos, mit verwundertem Gesichtsausdruck, starrte er auf den Gegenstand.

Es war eine Kette aus unterschiedlichen Steinen – ineinandergefügte Türkise, Lapislazuli und Smaragde – mit einem Verschluss in Form eines Entenkopfes. An der Kette hing ein rundes Medaillon aus Gold, von dem sieben Strahlen ausgingen. Diese endeten in winzigen Händen, die jede das *ankh* hielten, das Symbol des Lebens. *Die Sonnenscheibe des Aton.*

Was war auf das Medaillon graviert? Er hob es hoch. Im Mittelpunkt der Scheibe sah man einen Umriss, der an einen Felsen erinnerte, durch den ein Tunnel führte. Warum dieser Tunnel?

Die Machart ließ keine Zweifel zu: Die Kette war echt, sie stammte aus der 18. Dynastie. Ihr Wert? Unschätzbar. Nur ein großer Sammler oder ein Museum wie der Louvre hätte sich ein solches Objekt leisten können. Wie war es in Vankos Besitz gekommen?

Er schaute aus dem Fenster. Die Sonne verschwand hinter Michelangelos Kuppel, und der Himmel färbte sich orange. Ein Brief aus dem Jahr 1463 von Marsilio Ficino an Cosimo de' Medici... Moses... der Exodus... Echnaton und Tutanchamun...

die Kupferrolle... ein Schatz... ein unauffindbares Grab... eine Kette aus Echnatons Zeit mit einem Symbol Atons, das er noch nie gesehen hatte. Das alles schienen Teile eines unmöglichen Puzzles zu sein, eines Puzzles, dessen Lösung vielleicht in einem der Vatikanischen Paläste lag.

Das Bild von Pater Ascanio, der sich über die Piazza del Laterano entfernte, schoss ihm durch den Kopf. »Halten Sie sich fern vom Opus Dei und vor allem von Monsignore Guzman.« Quälend spürte er seinen Pulsschlag in den Ohren. Er wühlte in seinen Hosentaschen, zog die Taxiquittung heraus und hob den Telefonhörer.

»Einen Moment«, sagte der Telefonist. »Ich verbinde Sie mit Pater Alessio, dem Prior. Warten Sie bitte.«

»Hier ist Pater Alessio. Mit wem spreche ich?«

Théo erklärte dem Prior, wer er war. »Können Sie mir bitte Pater Cerri geben?« Ein langes Schweigen folgte. »Pater... sind Sie noch dran?«

»Soeben ist ein entsetzliches Unglück passiert. Wir sind alle noch immer erschüttert. Pater Ascanio ist vor einer halben Stunde verstorben.«

»*Verstorben?* Aber wie ist das möglich? Ich habe mich vor wenigen Stunden von ihm verabschiedet, und es ging ihm ausgezeichnet. Was ist passiert?«

»Ein Herzinfarkt. Der Arzt des Vatikan ist sofort gekommen, aber leider war nichts mehr zu machen.«

»War er herzkrank?«

»Wenn er es war, hat er nie mit mir darüber gesprochen.«

»Wo ist er gestorben? Im Kloster?«

»Nein, in seinem Büro im Archiv.«

Théo wählte die Nummer des Kommissars Dominici. Die Strahlen mehrerer Scheinwerfer kreuzten sich am Himmel und tauchten die Kuppel von Michelangelo in gleißendes Licht.

Théo schloss die Tür seines Zimmers im Hotel Raphael hinter sich und ging zum Bett. Er ließ seine Schuhe in eine Ecke fliegen, lehnte ein Kissen ans Kopfende und legte sich hin. Er hob die Kette ins Licht und betrachtete das schaukelnde Medaillon. So etwas geschah in Alpträumen oder in Filmen, nicht im Alltagsleben. Und

selbst wenn es geschah, musste es einem ungeschriebenen Gesetz zufolge anderen passieren, nicht einem selbst.

Er dachte an den Sommertag am Strand von Juan-les-Pins zurück. Vankos Lied erfüllte das Zimmer, dann umgab ihn wieder die Stille der Wohnung in der Via del Pellegrino. Eigenartig, die Vergangenheit. Nichts war gegenwärtiger als Erinnerungen, andauernd waren sie da, vor allem die, die man gern vergessen würde. Er hob die Hand, ergriff einen imaginären Bogen und ließ ihn über eine nicht vorhandene Geige gleiten. Das Telefon klingelte.

»Signor St. Pierre?«

»Ja? Wer ist am Apparat?«

»Ich heiße Giulio Marsicano. Ich war der Notar Ihres Bruders. Im Louvre hat man mir die Nummer Ihres Hotels gegeben. Zunächst möchte ich Ihnen mein Beileid aussprechen ...«

»Danke. Entschuldigen Sie bitte, aber im Moment ist mir wirklich nicht danach zumute, über Erbangelegenheiten zu ...«

»Ich rufe Sie nicht aus diesem Grund an.«

»Nein? Warum dann?«

»Ihr Bruder hat mir einen Umschlag für Sie gegeben. Ich nehme an, er enthält wichtige Dokumente. Wann können Sie vorbeikommen, um ihn abzuholen?«

Nachdem er aufgelegt hatte, nahm Théo die goldene Taschenuhr vom Nachttisch. Er strich mit dem Daumen über die auf den Deckel gravierten Initialen NV und öffnete ihn. Sein Blick wanderte über die römischen Stundenziffern, die auf das Zifferblatt aus weißer Emaille gezeichnet waren, und über die Inschrift: »Vacheron Constantin, Genève, 1934«. Er drehte die Uhr um und ließ das Licht der Nachttischlampe mit dem Bild spielen, das in das Gehäuse ziseliert war, der flötenspielende Gott Pan, umgeben von tanzen-den Faunen.

Dann drückte er einen Knopf. Mit einem Ruck öffnete sich das Gehäuse, und das Glockenspiel begann das Lied zu spielen, das Alexia als Kind gesungen hatte:

*Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume,
Pour écrire un mot...*

Er schloss die Augen, um sich von Alexias Stimme in den Schlaf wiegen zu lassen.

*Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus de feu,
Ouvre-moi ta porte,
Pour l'amour de Dieu ...*